

Oliver Maria Schmitt

Laudatio für Cihan Acar

Meine Sehr geehrten Damen, Herren und Drittgeschlechtler*innen,

sehr verehrte Exzellenzen und Respektabilitäten,

sehr geehrter Herr Ministerpräsident,

liebe Festgäste,

sehr geschätzter Preisträger Cihan Acar

Hoschgeldiniz, Acar a-ilesi,

und jetzt auch noch in der Sprache des verehrten Thaddäus Troll:

Grieß Gottle, hocked euch gscheid na, ihr granademäßige Schwobaseggel,
Neigschmeckte, Grasdackl, Schorleg'sichter und Spätzlesdunker,

liebe Festgäste,

die heutige Verleihung des Thaddäus-Troll-Preises 2022 ist ein Glücksfall.

Obwohl – Glück im Sinne von Zufall ist es ja eher nicht, dass Cihan Acar hier und heute diesen Preis erhält, nein, das ist nämlich einer äußerst weisen Juryentscheidung zu verdanken.

Der Thaddäus-Troll-Preis wird in diesem Jahr, wenn ich richtig gerechnet habe, zum 41. mal verliehen, also seit 1981 – auch wenn sich die Website des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg – eine vorbildliche Vereinigung übrigens, die der rührige Thaddäus Troll mitgegründet hat – bis heute über die Preisträger dieses und des letzten Jahres ausschweigt.

Wenn ich durch die Namensliste sämtlicher Preisträger*innen gehe, so sehe ich nicht nur eine beeindruckende Anzahl von Herr- und Frauschaften, die seit der Einsackung des Preisgeldes nie wieder etwas nennenswert Literarisches von sich lesen oder hören ließen – obwohl doch der Preis ausdrücklich an „jüngere, qualifizierte, aber noch wenig bekannte Autoren“ vergeben werden soll. Ich sehe darüber hinaus – außer zweien: Rafik Schami und José Oliver – ausschließlich deutsche Namen. Dagegen ist freilich überhaupt nichts einzuwenden, schließlich ist unsere gemeinsame Verkehrs- und Literatursprache das Hochdeutsche, auch wenn unser Ministerpräsident bis heute nicht weiß, wie man sie richtig ausspricht.

Wenn man aber bedenkt, dass der Namenspatron dieses Preises, Thaddäus Troll, seinen größten Erfolg mit der Beschreibung einer in weiten Teilen Deutschlands eher kritisch beäugten Minderheit hatte, so ist die erstmalige Vergabe dieser Auszeichnung an einen türkischstämmigen Autor eine gute, eine richtige und eine begrüßenswerte Sache. Dies aber, das will ich ganz klar sagen, nicht aus irgendwelchen Quotengründen, sondern deswegen, weil der Schwabe Cihan Acar ein – im wahrsten Wortsinne – ausgezeichnetes Buch geschrieben hat: es war bereits für den aspekte-Debutpreis nominiert und erhielt den Literaturpreis der Doppelfeld-Stiftung. Dazu gleich mehr.

Thaddäus Troll war ein großer Mann. Wo andere einfach nur schrieben, hat er sich mehr Mühe gegeben und seine Schrift aufgestellt – damit der Geist beim Drüberlesen nicht einfach in aller Gemütlichkeit und schwäbischer Gemütsruhe weiterdämmere. In seinen „sprachspielerischen Gedanken“ mit dem Titel „Über die Schwierigkeit, Schrift zu stellen“ schrieb er:

„Literatur ist Letternkunst, produziert vom Schriftsteller, der zur Familie der Steller gehört.

Der Weichensteller stellt Weichen.

Der Fallensteller stellt Fallen.

Der Schriftsteller stellt Schrift.“

Diese Schrift stellte Troll oft gegen vorherrschende und allzu bequeme und beständige Meinungen. In seinen letzten Jahren bilanzierte er einmal:

„Ich habe vielleicht dafür gesorgt, dass das Schwäbische nicht nur die Sprache der Deppen und Rundfunkjockele ist und der Vereinsmeier, sondern dass das Schwäbische wieder wenigstens in die Nähe der Literatur zurückgeführt wird.“

Dennoch wissen wir nicht, ob es Troll möglicherweise ganz „luschtig“ gefunden hätte, hätte er noch erfahren können, dass das Internet heute von Millionen Trägern seines Künstlernamens heimgesucht wird. Troll nämlich – also unser Troll, nicht der Internet-Troll – starb vor der Zeit: Am 5. Juli 1980 nahm er sich, mit 66 Jahren, in seiner Wohnung in der Traubergstraße in Stuttgart das Leben. In seinem Nachruf, den er selbst verfasst hatte, steht der Satz: „Um die heutige Beerdigung komme ich beim besten Willen nicht herum.“

Wir sehen schon: Witz und Tragik, Humor und Verzweiflung lagen bei Thaddäus Troll nahe beieinander. Das verbindet ihn mit dem Protagonisten eines Romanes, den ich heute in dieser schicken Stadtbibliothek loben und preisen will. Aber zunächst ein Wort des Dankes – an Thaddäus Troll. Ich bin diesem Stuttgarter nicht nur für sein schriftstellerisches Werk und seine gut 70 Bücher dankbar, sondern auch für seine unermüdliche Schufferei als sozialer Aktivist, ganz besonders bin ich ihm für die Gründung der Künstlersozialkasse dankbar, ebenso wie für die Bibliotheksabgabe über die VG Wort, der GEMA der Schreibenden.

Einer seiner letzten überhaupt veröffentlichten Texte Ende der siebziger Jahre – er erschien im Schweizer Satiremagazin „Nebelspalter“ – trug die Überschrift „Türkischer Marsch“ und handelte vom jährlichen, vor allem zu Beginn der Sommerferien stattfindenden Exodus türkischer Migranten, die damals noch Gastarbeiter nießen, zurück in die ehemalige Heimat. In diesen „türkischen Marsch“ südwärts war Troll mit seinem Auto geraten:

„Offenbar hatten alle Gastarbeiter dieser Nationalität am gleichen Tage Ferien bekommen, damit sie gemeinsam den langen türkischen Marsch antreten konnten. Das Bild einer Karawane drängte sich auf, auch wenn die Kamele durch Mittelklassewagen und Kombis verdrängt waren.“

Wochen später, wieder zurück im sicheren Stuttgarter Kessel, fuhr Troll bei seiner Stamm-Tankstelle vor, die ausnahmsweise kein Trollinger-, sondern ein Benzinausschank war: „Nach der Heimkehr beschwerte ich mich bei meinem türkischen Tankwart über die erlittene karawansische Unbill. Der lachte bloß und fragte ein wenig später, wie ich denn den letzten Augstein-Artikel [im „Spiegel“] beurteilte. Ganz schön integriert, dämmerte es mir. Echte Landsleute sind oft viel türkischer.“

Die Integration war bei Troll also schon 1979 ein Thema, da waren amtliche Integrationsbeauftragte in Deutschland noch Quark in der Behördenschublade.

Mit dem gleichen liebevollen Blick hatte Thaddäus Troll, der eigentlich Dr. Hans Bayer hieß, obwohl er keiner war, sondern ein Schwabe aus Bad Cannstadt – mit dem gleichen liebevollen Blick hatte Troll zwei Jahrzehnte zuvor seinen Mega-Bestseller geschrieben, und das auch noch gegen seine Willen, nämlich nur, weil sein Verleger das von ihm so wollte:

„Deutschland, deine Schwaben“. In diesem 1967 erschienenen Standardwerk, das Troll über Nacht berühmt und mit über 600.000 verkauften Exemplaren auch vermögend gemacht hatte, widmet er sich eingehend der psychosozialen und überhaupt mentalen Zurichtung des schwäbischen Menschenschlages.

Dies tat er auch – weit entfernt von jeglicher Heimatglorifizierung – in seinem berühmten Gedicht „Stammeseigenschaften“, erschienen im so gar nicht heimatseligen Band „O Heimatland!“, da beschreibt er seine grantelnden Landsleut so:

„Uffrichtig ond gradraus – solange mer koin Schada drvo hot –
 Guatmiatich bis dortnaus – aber net wenn’s om s Geld goht
 Wenn’s sei muaß saugrob – solange nix uffm Schpiel sctoht –
 Dees isch dr Schwob.“

Die Schwaben: Für Thaddäus Troll waren sie ein Volk von Individualisten, Eigenbrödlern, Käuzen, Bruddlern, Schwätzern und Sektierern.

Und so wie Troll den Deutschen die Schwaben gezeigt hat, so hat der heute zu lobende Thaddäus-Troll-Preisträger Cihan Acar den Deutschen Heilbronn gezeigt – sein Heilbronn. Ein Heilbronn das ebenso türkisch wie schwäbisch ist, und das bevölkert ist von Individualisten, Eigenbrödlern, Käuzen, Bruddlern, Schwätzern und Sektierern.

Er erzählt von zwei flirrend heißen Sommertagen und drei drückend schwülen Nächten eines jungen Mannes, in denen er alle Stadien von Illusion, Sehnsucht und Einsamkeit durchmisst. Ein Buch über Heimatlose, Nachtgestalten und Romantiker, die irgendwo im Dazwischen der glanzlosen nordschwäbischen Neckarmetropole leben.

Ich weiß, wovon ich spreche, denn auch ich bin in Heilbronn aufgewachsen, ja dort sogar geboren, und als ein in der Frankfurter Diaspora lebender Arbeitsmigrant weiß ich, welche Bürde schon der Geburtsort sein kann. Noch immer ist es ein echter Gesprächskiller, wenn man auf einer Party oder einem Date mitteilt, man komme aus Heilbronn. Sofort schaut man in einen Mienenmix aus Mitleid, Betroffenheit und

echter Verachtung. Die kommt übrigens meist von Menschen, die mehrere Stunden, wenn nicht Tage oder Jahre ihres Lebens sinnlos stehend rund ums Weinsberger Kreuz zugebracht haben. Oder, noch schlimmer, versehentlich die Autofahrt genommen haben und in der Heilbronner Innenstadt strandeten. Aber wem sage ich das? Wer aus Stuttgart kommt, weiß, was Leben in einem scheußlich verbauten Höllenkessel bedeutet.

Als ich Acars frisch erschienenen ersten Roman „Hawaii“ Anfang 2020 in die Hände bekam, war ich sofort ergriffen, und zwar von einer Mischung aus Neid und Bewunderung. Hatte ich doch selbst mal einen Roman geschrieben, der abanfalls in meiner Heimatstadt spielte, doch dieser Stadt hatte ich den Phantasienamen „Hellingen“ verpasst; weil ich glaubte, dass Heilbronn zu unliterarisch sei; dass man es dem Leser schlichtweg nicht zumuten könnte, sich – wenn auch nur literarisch – in der Dieter-Schwarz-Metropole am Weinsberger Kreuz aufzuhalten.

Acar hat mich eines Besseren belehrt. Sein Roman hat mich sofort gepackt und beim Lesen auf einen seltsamen Heimaturlaub mitgenommen.

Acars Sätze sind cool, schnörkellos, voller Energie und haben einen Flow wie guter Rap. Er schafft es, die Stadt in einem einzigen Satz zu beschreiben. „Egal, wo du in Heilbronn stehst, du siehst immer das Kraftwerk, einen Weinberg oder jemanden in einer Audi-Latzhose.“

Acars Buch heißt „Hawaii“ und ist benannt nach einem Heilbronner Stadtteil – strenggenommen ist es gar keiner, ja es ist nicht mal ein richtiges Viertel, eher ist „das Hawaii“ ein Neutrum und ein Rechteck aus sechs Straßen, irgendwo im Norden, zwischen Innenstadt und Industriegebiet, jenseits der Bahngleise. Im Hawaii war ich zuletzt vielleicht vor dreißig Jahren gewesen, meistens bei „Janni“, einem numinosen Griechen mit schlechtem Essen, schlechtem Wein und guten Leuten, die dort die Nächte totschlugen. Ich bin unweit aufgewachsen, nicht mal fünfhundert Meter entfernt, aber auf der anderen Seite der Gleise, in sicherer Entfernung, ja in einer anderen Welt. „Im Hawaii“, das sagten meine Eltern und das wussten meine Schulfreunde, „do wohne komische Leut“. Da ging man nicht hin, da wohnten Ausländer, Asoziale und was das Deutsche sonst noch für Abwertungen für die bereithielt, die schlichtweg arm waren.

Nun hatte ich das Buch gelesen und war wieder neugierig geworden. War's im Hawaii wirklich so, wie Acar es beschrieb? War es eine Art provinzieller Bronx, ein Getto am Rande der Stadt? Das wollte ich sehen! Da ich mich nach so vielen Jahren in der Fremde aber nicht alleine reintraue, bat ich den mir damals noch unbekanntem Autor um Geleitschutz.

Nach anfänglichem Zögern – er hatte die Tour schon dreimal mit Fernsehteams absolviert – stimmte er schließlich zu. Zu zweit und zu Fuß, das sei unauffällig, das sei okay.

An einem Freitagnachmittag im August trafen wir uns vor der Kaffeerösterei Hagen. Alles war fast so wie im Roman, nur das Wetter stimmte nicht ganz, denn in der Ferne braute sich bereits Unheil zusammen. Es donnerte. Acar, groß, schlank und durchtrainiert, schob die Basecap in den Nacken und schaute bedenkend nach oben. „Vielleicht schaffen wir’s ja noch vor dem Gewitter“, sagte er. Dann stiefelten wir los.

Was der Bundesgartenschau, die – wer weiß es noch? – 2019 in der Käthchenstadt mit Millioneninvestitionen und in zehnjähriger Vorarbeit gerade noch so und mit Mühe gelungen ist, das hat ein Deutschtürke aus Oedheim mal eben mit einem Buch geschafft: Er machte Heilbronn bundesweit zum Thema. Als Acars Roman erschien, überschlugen sich Presse, Funk und Fernsehen vor Begeisterung: „Eines der besten literarischen Debüts dieser Saison“, jubelte die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, der *WDR* las „ein Buch der Zweifel und der Selbstbefragung, im Spannungsverhältnis zwischen Migrantenmilieu und deutscher Mehrheitsgesellschaft. Gekonnt und ohne große Gesten beschwört es stellvertretend die Sehnsucht einer ganzen Generation nach Zugehörigkeit und Heimat.“ Auch der Schriftsteller Saša Stanišić feierte den „Roadtrip durch Heilbronn“, und der Berliner *Tagesspiegel* meinte: „Heilbronn könnte ein echter Hotspot in dieser Saison werden. Zumindest auf der literarischen Landkarte.“

Acar erzählt die Geschichte des jugendlichen Deutschtürken Kemal Arslan, dessen Leben gerade aus dem Ruder läuft. Seine Karriere als Profifußballer in der Türkei ist zerbrochen, die Freundin bei einem anderen, der Jaguar kaputt und das Geld alle. Ratlos vagabundiert er zwischen Hawaii und Heilbronner Innenstadt und weiß nicht, wohin mit sich und seinem Leben. „Andere Leute gehen ins Bett und wissen, morgen ist wieder Arbeit, sie müssen früh aufstehen, sie wissen genau, wie ihr Tag verlaufen wird, und ich gehe ins Bett und denke: Wieder ein Tag, an dem ich nichts gefunden hab. Ich schau nur nach hinten, nie nach vorne. Ich bin einundzwanzig und denke wie einer, der schon alles hinter sich hat.“

Acar hatte mit seinen – damals – dreiunddreißig Jahren indes noch alles vor sich, eine ganze Schriftstellerkarriere. Auch wenn er gerade was ganz anderes vor sich hatte: „Da hinten an der Kreuzung“, sagte er und deutete in Richtung der Bahngleise, die Heilbronn inzwischen berühmtesten Stadtteil von der eigentlichen Stadt abschneiden, „da ist in meinem Roman das riesige HNX-Graffiti. Aber in Wirklichkeit ist da garnix.“

Dafür gab es indes viele andere Dinge zu sehen, die ich schon aus dem Roman kannte: Die Fatih Moschee in der Goppeltstraße und direkt daneben, in stiller Eintracht, die griechisch-orthodoxe Kirche. Aus dem Sila-Supermarkt gegenüber wurden die Wochenendeinkäufe geschoben, in einer kleinen Autowerkstatt fette Kisten aufgepimpt. Dazwischen abblätternde Fassaden, spielende Kinder, Satellitenschüsseln, die den schwarzen Himmel nach Türksat abtasteten. „Eine kleine, abgeschlossene Welt im Quadrat, mitten im Industriegebiet“, heißt es im Roman.

„Ich wusste von Anfang, dass die Geschichte im Hawaii spielen sollte“, sagte Acar und zeigte mir die kleine Seitenstraße, in der Kemals Eltern wohnen. Wind sprang umher, Donner rumpelte die Christophstraße entlang. Über den Heilbronner Problemstadtteil hatte Acar schon als Kind die tollsten Geschichten gehört: Schießereien und Bandenkriege, Junkies auf der Straße, solche Sachen. Ob sie nun stimmten oder nicht – die Geschichten waren aufregend. Und im Hochsommer sollte das alles spielen, wenn die Hitze über allem lastete und Druck auf den Stadtkessel brachte.

Acar ist dieses Buch nicht zugefallen. Als Kind türkischer Eltern wuchs er in Oedheim bei Bad Friedrichshall rein türkischsprachig auf. „Deutsch lernte ich erst im Kindergarten“, sagte er. Heute ist der Jurastudent trilingual, spricht neben der Muttersprache fließend Hochdeutsch und Schwäbisch. Die Mutter wollte früh, dass er deutsche Bücher las, regelmäßig schleppte sie ihn in die Stadtbücherei. Nach dem Abitur entschied sich für Jura, obwohl sein Herz für Fußball schlug. Er kickte erst für Oedheim, dann für den FC Heilbronn. Während langweiliger Vorlesungen entwarf er erste Skripts. „Da dachte ich noch eher an Drehbücher.“ An Filme, die ihn begeisterten, von Spike Lee und alles von Martin Scorsese.

Nebenbei betrieb er einen Fußball-Blog und arbeitete für die DPA in Istanbul. Man wurde auf ihn aufmerksam, ein erstes Buch über den Fußballclub Galatasaray Istanbul entstand, dann noch eines über Hip Hop. Sachbücher. Aber eigentlich wollte er Geschichten erzählen. In diesem Fall, verklausuliert, seine eigene Geschichte. Die Geschichte eines Deutschtürken.

Doch in Heidelberg, wo er studierte, war er nicht frei, und zuhause arbeiten ging irgendwie auch nicht. O-Ton Acar: „Wenn ich hier schreibe, fragen immer alle: ‚Was machsch?‘“

Also suchte er sich in Berlin, der Stadt der beiden größten Migrantengruppen – Türken und Schwaben – und wo er niemanden kannte, ein Zimmer zur Zwischenmiete. Er schmiß seine Sachen ins Auto und fuhr los. Jeden Tag saß er am Schreibtisch, jeden Tag verbrachte er mit Kemal, dem unglücklichen Held seines Romans. Der ist hin und her gerissen zwischen Deutschland und der Türkei, zwischen Heilbronn-Stadt und Hawaii. Für die Deutschen ist er ein Türke, in der Türkei gilt er als Deutscher. Doch nicht nur war Kemal zerrissen, auch sein Erschaffer suchte seinen Weg: „Jetzt müsste ich mich entscheiden, ob ich Jurist oder Schriftsteller werden will.“ Dann dachte er eine Weile nach und sagte: „Dieser Zwiespalt beschäftigt mich jeden Tag.“

Eine weitere Hauptdarstellerin der Geschichte ist die Stadt, in der sie spielt: Heilbronn. Die biedere schwäbische Schaffercity gibt sich in Acars Buch wie eine Diva: Mal freundlich, mal zickig, mal abweisend, oft lakonisch und immer wieder komisch: „Wenn du Tayfun oder Kemal heißt und dich hier selbständig machen willst, hast du nicht viele Optionen. Was gibt es da schon? Entweder du verkaufst Döner oder Gemüse, Handys oder Autos.“ Viele reale Orte kommen vor: Woll- und Shoppinghaus, die Allee, der Pfühlpark, das Creme 21, HIP-Island und Bukowski, es wird getürkelt und geschwäbelt. Und über allem weht die Brühwürfelfahne von Knorr.

Doch das Buch ist kein nostalgischer Heimatroman, Acars Heilbronn liegt im Hier und Jetzt, ist Austragungsort realer Konflikte: der NSU-Mord auf der Theresienwiese spielt eine Rolle, eine Heilbronner Bürgerwehr marschiert auf, Ausländerhass kocht hoch und entlädt sich auf der Straße.

Bei der letzten Landtagswahl stimmten in Heilbronn 18,2 Prozent für die AfD, mehr als im Landesdurchschnitt; was nichts anderes bedeutet, als dass ein knappes Fünftel der Heilbronner Wähler kein Problem damit hat, sich mit ausländerhassenden Faschisten zu identifizieren. Das ist armselig und beschämend, gerade in einer so reichen und gut aufgestellten Stadt, die jetzt sogar (und über diesen Schwabenstreich mussten wir dann beide lachen) „Universitätsstadt“ sich nennt.

Auch wenn Acars Held Kemal seine Geschichte in „Hawaii“ nicht mit einem Happy End abschließen kann – unsere Geschichte damals im Hawaii ging gut aus: Wir wurden nicht nass.

Rechtzeitig vor dem losprasselnden Gewitterregen flüchten wir ins Tee- und Kaffeehaus Hagen. Acar ist zum ersten Mal da und staunt. Ein so liebevoll ausgestattetes, nach frisch geröstetem Kaffee duftendes Haus hätte er dem Hawaii nie zugetraut. Beim Cappuccino setzt sich der Patron des Hauses zu uns. Hanspeter Hagen ist durch und durch gelebte Sozialdemokratie mit Engagement, Herz und Geschäftssinn.

Berührungsängste kennt der alte Mann nicht. Seit 47 Jahren geht er einmal die Woche zur Gesprächsgruppe ins Gefängnis in der Steinstraße, und als er 1994 seine Rösterei mit acht Angestellten ins Hawaii verlegte, sagten ihm seine Freunde: „Ha, du spinnsch!“

Ihm war das egal, heute beschäftigt er fünfzig Menschen. „Es gibt 1 A, 1 B und 1 C-Lagen – wir sind hier 20 Z. Aber wenn’s gut isch, komme d’Leut.“ Dann erzählt er uns die Geschichte der Industriearbeitersiedlung, die aus bis heute unerfindlichen Gründen „Hawaii“ genannt wird. Und Acar, der aufmerksam zuhört, sagt: „Herr Hagen, vor dem Romanschreiben hätt ich zu Ihnen kommen sollen.“

Hagen läßt sich seine eigene, längst zerlesene „Hawaii“-Ausgabe signieren, Acars Stil habe ihm besonders gefallen, lobt der Patron und lädt den Autor sofort zur Lesung ins Kaffeehaus. Eine Frage hat er aber auch noch: Wenn er, Cihan Acar, doch aus Oedheim stamme, warum spiele der Roman dann nicht „in Ehde“? Nein, auf keinen Fall, erwidert der Autor, es musste dieses spezielle Biotop hier sein. „Das Hawaii soll stellvertretend für die ganze deutsch-türkische Szene stehen, und Heilbronn für ganz Deutschland.“

Das Gewitter hatte sich inzwischen verzogen, die Sonne kam durch, alles dampfte. Nun könnte es ja nur noch eine Frage der Zeit sein, sagte ich beim Abschied, bis das vormalige Abbruchviertel zum angesagten Kult-Stadtteil würde. Das Theater Heilbronn sei ja schon da, den Roman zum Viertel gebe es auch, jetzt könne es nicht mehr lange dauern, bis die ersten schnauzbärtigen Hipster mit Turnbeutel und Topfhaarschnitt anwackelten.

„Ach was“, sagte Hagen und schaute aus dem Fenster. „Ich seh, dass das hier Multi-Kulti wird: Austausch, Leben, auch mal Streit, des g’hört einfach dazu. Und des isch eigentlich des beschte.“

Auch wenn unsere erste Begegnung an diesem Sommertag im Hawaii eher gut ausging - am Ende von Acars Roman steigt der Held Kemal, erschöpft und desillusioniert, am Heilbronner Hauptbahnhof in irgendeinen Zug, kauft ein deutschlandweit gültiges Ticket für 44 Euro und fährt – irgendwo hin. Eine Reise ohne Ziel?

„Das mit der Reise ohne Ziel stimmte gar nicht“, heißt es im letzten Absatz des Romans. „Ich wusste ganz genau, wo ich hinwollte. An einen Ort, an dem ich der sein kann, der ich bin. Nicht Kemal, der Fußballer, nicht Kemal, der Arbeitslose, der Herumtreiber, der Versager, der Verräter, der Verkäufer, der Typ zwischendrin. Sondern einfach nur ich. So einen Ort muss ich finden. Und wenn es ihn nicht gibt, dann muss ich halt für immer suchen.“

Das ist natürlich Rollenprosa, das ist Kemal, der da sinniert – aber vielleicht ist es auch ein bisschen Cihan Acar, der da spricht und denkt.

Und ich denke: Wie geht eigentlich diese sich selbst als Vorzeigestadt verstehende Provinzmetropole Heilbronn damit um, dass ihre derzeit prominentesten jüngeren Vertreter beide türkischer Herkunft sind? Die Schauspielerin Sibel Kekilli und der Schriftsteller Cihan Acar – schwäbische Türken, die bis heute in Heilbronn fremdeln und mit ihrer Heimat hadern.

Doch der Thaddäus-Troll-Preis 2022 für Cihan Acar, so darf ich schließen, der hat das „ganz gwieß a bißle“ geändert. Er hat, wie Troll einst forderte, nicht nur „das Schwäbische wieder wenigstens in die Nähe der Literatur zurückgeführt“, sondern obendrein auch noch das Türkische, und er hat dem Autor wenigstens a bißle mehr Heimat gegeben.

Ich gratuliere.